

Christa Morgenrath & Eva Wernecke (Hg.)

Neue Töchter Afrikas

30 Stimmen

Eine Auswahl aus *New Daughters of Africa*

editiert von Margaret Busby

Aus dem Englischen von
Aminata Cissé Schleicher und
Eleonore Wiedenroth-Coulibaly

Mit einem Vorwort von Marion Kraft

UNRAST

Margaret Busby

Einleitung

»... wenn wir nicht verstehen, woher wir gekommen sind, werden wir kaum verstehen, wohin wir gehen« – aus der Einleitung zu *Daughters of Africa*, 1992

New Daughters of Africa war von Anfang an ein auf Gemeinschaft basierendes Projekt, aus dem ein Vermächtnis entstehen sollte. Auch die vorliegende, gekürzte und in Zusammenarbeit mit *stimmen afrikas* übersetzte Ausgabe in deutscher Sprache ist von diesem Geist geprägt.

Vor mehr als dreißig Jahren regten sich die ersten Anzeichen meiner leidenschaftlichen Mission: Ich wollte der Welt die Kreativität von Schriftsteller*innen afrikanischer Herkunft präsentieren, also stellte ich eine Anthologie zusammen – *Daughters of Africa: An International Anthology of Words and Writings by Women of African Descent from the Ancient Egyptian to the Present* (*Töchter Afrikas: Eine internationale Anthologie der Literatur von Frauen afrikanischer Herkunft vom Alten Ägypten bis in die Gegenwart*). Die geschichtliche Dimension im Untertitel erinnert daran, dass wir schon seit sehr langer Zeit weltweit Literatur und Oratur geschaffen haben, auch wenn unsere Stimmen oft ungehört blieben. Auch die hier ausgewählten Autor*innen bezeugen dies.

Die Auswahl – beginnend mit Nana Asma'u, die im 18. Jahrhundert im heutigen Nigeria geboren wurde – zeigt uns, dass es in jedem Zeitalter Ahn*innen gab, die führende Rollen und Positionen hätten einnehmen können. Nana Asma'u lebte als gebildete und unabhängige Frau in einer islamisch geprägten Gesellschaft. Sie kann als Vorläuferin

moderner afrikanischer Feminist*innen gelten. Bis heute wird sie in Nord-Nigeria verehrt.

Ihre *Klage um Aischa* versinnbildlicht die Tiefe der Verbundenheit, die idealerweise zwischen zwei Schwester-Freundinnen bestehen kann. Sie betrauert darin den Verlust ihrer lebenslangen Vertrauten:

»Wisst ihr nicht, dass wahre gefestigte Liebe nicht mit Geld aufzuwiegen ist?

Kein Kind könnte mich diese Liebe je vergessen machen,
kein Bruder, nichts kann mich trösten, auch keine Reichtümer.«

Diese Sammlung atmet den Geist vieler geglückerter Vernetzungen. So geht zum Beispiel Delia Jarrett-Macauley mit ihrem Text *Die Frauen von Bedford* mehr als 100 Jahre zurück und stellt eine Verbindung her zwischen ihrer eigenen Schwester und der bemerkenswerten Sarah Parker Remond – Internationalistin, Abolitionistin, Gelehrte, Frauenrechtlerin und so vieles mehr – aus dem 19. Jahrhundert, da beide das University College London besuchten (wie übrigens auch ich).

In beiden Textsammlungen stärken tatsächliche oder intuitiv erkannte Verwandtschaftsbeziehungen die Verbindungen unter den Autor*innen (ebenso die Tatsache, dass die visionäre Verlegerin Candida Lacey nicht nur beide Anthologien in Auftrag gab, sondern ihre einzige Tochter just an meinem Geburtstag zur Welt brachte).

Auf diesen Seiten lesen wir auch von einigen unvergesslichen, persönlichen und einzigartigen Mutter-Tochter-Beziehungen. Minna Salami, die durch ihre Mutter schon früh dem Feminismus begegnet ist, bekennt, »wir sind Feministinnen, weil es vor uns schon Frauen gab, die Feministinnen waren«. Die Beiträge von Malorie Blackman, Wame Molefhe und Marina Salandy-Brown verbindet, dass es darum geht, was Mütter – bewusst oder auf andere Art beispielsweise zu Gesundheit, Weltanschauung oder Erinnerung – weitergeben. Die bereits erwähnte, besonders innige Beziehung in Nana Asma'us Gedicht wird in Rachel Griffiths' lyrischem Text *Wahlfamilie* reflektiert, einer aus dem tiefsten Herzen kommenden Beschwörung bedingungsloser schwesterlicher Liebe, die keiner Blutsverwandtschaft bedarf.

Vieles hat sich seit 1992, dem Erscheinungsjahr von *Daughters of Africa*, geändert, nicht jedoch die Herausforderungen bei der Veröffentlichung von Texten, die Frauen afrikanischer Herkunft verfasst haben.

1992 hatte Toni Morrison den Nobelpreis noch nicht erhalten und ihre internationale Bekanntheit wuchs viel langsamer, als sie es verdient hätte. In den 1960er Jahren, als ich meinen Hut als Herausgeberin in den Ring warf, war Toni die einzige andere Schwarze Herausgeberin, von der ich wusste. Als Chefredakteurin bei Random House förderte sie andere Autor*innen (und ermutigte auch mich persönlich), während sie selbst weiterhin außergewöhnliche Romane schrieb. Auf der Suche nach Einsichten wende ich mich auch heute noch ihren Schriften zu. Ihre prägnante und kraftvolle Essaysammlung *Playing in the Dark: Whiteness and the Literary Imagination* kam ebenfalls 1992¹ heraus und enthält diesen herausragenden Satz: »Als lesende Schriftstellerin erkannte ich schließlich das Offenkundige: das Subjekt des Traums ist der oder die Träumende.«

New Daughters of Africa wurde ohne thematische Vorgaben zusammengestellt. Ohne Agenda. Die Autor*innen konnten frei wählen, mit welchen Beiträgen sie sich einbringen wollten, konnten ihre eigenen Träume träumen. Umso spannender und belohnender war es, Synergien und Parallelen, geteilte Erfahrungen und Emotionen, Dissonanz und Übereinstimmung bei den Individuen unserer Community zu entdecken.

Bräuche, Traditionen, Freundschaft, Schwesternschaft, Liebesgeschichten, Sexualität, Politiken rund um Gender, Ethnizität und Identität, Heilung von Körper und Geist – dieses Buch gibt einen unvergesslichen Einblick in das enorm breite Spektrum an Themen, über die in unterschiedlichster und oft überraschender Weise geschrieben wurde – nachdenklich, freudvoll, herzergreifend, magisch und allesamt erhellend. Vermeintliche Tabuthemen werden unumwunden, aber mit Feingefühl behandelt, vertraute Dilemmata aus neuen Perspektiven betrachtet. Selbst schwierigen und ernsten Themen fehlt es nicht an Humor und Schönheit.

Wie ehrlich und fesselnd liest sich Jay Bernards *Ich widerstehe dem Drang, meine eigenen Aufzeichnungen zu zerstören, indem ich über Archive nachdenke und darüber, wie ich sie nutze und was sie mir bedeutet haben*. Wie unerschrocken und aufschlussreich schreibt Nawal El Saadawi in *Über mich in Afrika – Politik und Religion in meiner Kindheit*. Wie mutig und berührend ist Andaiyes Erinnerung an ihre Freundschaft mit Audre Lorde, sie waren zusammengeschweißt in »der Angst, die wir teilten, mit Krebs zu leben und vielleicht daran zu sterben.« Leider haben wir Andaiye 2019 wenige Tage vor dem Erscheinen von *New Daughters of Africa* verloren. Die Botschaft ihrer Worte lebt weiter.

1992 schrieb ich in meiner Einleitung zur ersten Anthologie: »All die Worte dieser Frauen sind durchdrungen von einem bewussten Verbundensein mit dem großen Strom der Geschichte, mit den Vorgängerinnen, den Ahninnen. Wie bei einer Kette rührt unsere kollektive Stärke daher, dass jedes einzelne Element gut gehegt und gepflegt wird.«

Die unterschiedlichen Zugänge zu einem afrikanischen Erbe bilden einen lebhaften, immer gegenwärtigen Hintergrund, ebenso wie die Perspektiven auf Migration, sei es in Selina Nwulus Lyrik oder in der emotional aufgeladenen Geschichte *Sicherheit* von Yvette Edwards, in der sie eine ungerechte, leider viel zu häufige Verbindung zwischen Migration und Abschiebung, jahrzehntelanger Aufopferung und durchkreuzter Hoffnung nachzeichnet. Sisonke Msimang nähert sich dem auf andere Weise, wenn sie darüber schreibt, wie der uns zustehende Platz in der Mitte der Welt politisiert wird durch das Überqueren der Weltmeere. Kunstvoll werden in den Texten Freud und Leid miteinander verwoben, mögliche Chancen und Verluste, sei es in der Heimat oder in der Fremde – meisterhaft in Szene gesetzt in Adeola Solankes Theaterstück oder dem Zusammenspiel von Stadt und Land, von Jahreszeiten und Landschaften, wie Aida Edemariam es so hervorragend beschreibt. Ketty Nivyabandi gibt lebhaft Einblicke in die Bewältigung von Fluchterfahrung und Exil. Joanne C. Hillhouse richtet uns auf, wenn sie mit uns darüber nachdenkt, wie Vergangenes erinnert wird.

Frauen, die von sich preisgeben, dass sie Schreckliches überlebt haben, geben uns Kraft durch ihre Resilienz. Verene Shepherd umreißt einen wertvollen Kontext in *Geschichtliche Einordnung genderbasierter Gewalt in der Karibik*. Ihre Schlaglichter auf eine Bandbreite von Partnerschaften und Beziehungen lesen sich sehr intensiv, oft schmerzhaft.

Warsan Shires *Rückwärts* drückt die Hoffnung aus, dass Schmerz, der innerhalb der Familien erlebt wurde, aufgelöst werden kann, indem darüber gesprochen wird. Beatrice Lamwaka erkundet sehr bewegend, wie nahe Trauma und Glück beieinander liegen.

Vielfach ist es das Selbstbild, das ausgelotet wird. »Du lässt dir die Haare machen« ist der wiederkehrende Ankersatz im Text von Bridget Minamore. Zadie Smith betont in ihrer Rede, mit der sie gerührt eine sehr angesehene Auszeichnung entgegennimmt, was wir eigentlich alle suchen: »die Freiheit, wir selbst zu sein in all unserer wundervollen Vielfalt.« Kühn erkundet Yassmin Abdel-Magied mit uns die Notwendigkeit, die verschiedenen Seiten des Ichs anzunehmen.

Ein wiederkehrendes Leitmotiv ist die Bedeutung von Bezeichnungen und Namen. So spürt Ellah P. Wakatama in *Longchase* ihrem simbabwischen Erbe nach – vor allem in der Heldenerzählung ihres Großonkels, eines Veteranen aus den Kolonialkriegen – und verbindet diese mit ihrem eigenen globalen, ständig Grenzen überschreitenden Engagement. Sie hält fest: »Im Englischen wird ziemlich unpräzise mit afrikanischen Namen umgegangen.« Ellen Banda-Aaku bezaubert mit ihrer Geschichte über die Vor- und Nachteile des Alters und des Erinnerungsvermögens, während Stella Dadzie gerne an die Proteste ihrer Jugend denkt, »als wir der Welt lauschten / und ihre Sorgen vertreiben wollten / mit unseren geballten Fäusten?«. Auch Aja Monet setzt sich mit der Geschichte des Widerstands auseinander und schreibt dagegen an, dass irriige Vorstellungen zu Geschichte gemacht werden.

Der Übertragungsprozess von einer Kultur in eine andere wird noch erweitert, wenn es um die Sprache selbst geht. Und diese Auswahl an Texten bietet eine willkommene Gelegenheit zu zeigen, was möglich ist.

Ein dauerhafter Wandel im etablierten und kommerziellen Verlagswesen steht noch aus, trotz des heute oft wiederholten ehrgeizigen Mantras von Inklusivität und Diversität. Aus ihrer eigenen Erfahrung heraus schreibt Lesley Lokko in ihrem Essay:

»Verstärkt werden die Grabenkämpfe um die Kategorisierung, weil ein Großteil der ›afrikanischen‹ Literatur außerhalb Afrikas verlegt wird. Die Leser*innenschaft mag Afrikaner*innen einschließen, richtet sich aber nicht ausschließlich an sie. Darüber hinaus hat jede*r einen eigenen Blickwinkel darauf, was ›afrikanische‹ Literatur sein sollte, was sie ausdrücken, wer sie schreiben und wer sie lesen sollte.«

Afua Hirschs ausführliche Selbsterforschung gelangt zu der Erkenntnis: »Afrikanisch-sein heißt, daran zu glauben.«

Folgende Länder sind in diesem Buch vertreten: Ägypten, Äthiopien, Antigua, Australien, Brasilien, Burundi, England, Finnland, Ghana, Guyana, Jamaika, Kanada, Kuba, Nigeria, Norwegen, Sambia, Schottland, Sierra Leone, Simbabwe, Somalia, Südafrika, Sudan, Trinidad & Tobago, Uganda und USA. In vielen Regionen findet ständig sozialer und politischer Wandel statt, da ist es nur folgerichtig, dass nur wenige von uns immer an einem Ort verweilen. So schreibt Deise Faria Nunes, geboren und aufgewachsen in Brasilien, später in Norwegen wohnend, von wo aus sie sich aufmacht, Candomblé mit seinen westafrikanischen Wurzeln zu erkunden: »Einige Gemeinschaften suchen wir uns nicht aus: Wir werden in sie hineingeboren. In andere begeben wir uns freiwillig, sehenden Auges, obwohl wir nicht wissen, was uns auf der anderen Seite erwartet.«

Alles hat seine Berechtigung: die Freuden und die Bürden des Ortes unserer Geburt, die Freuden und die Bürden des Ortes, an dem wir uns niedergelassen haben, die Freuden und die Bürden unserer Wahlheimat, die abgelehnten Zugehörigkeiten ebenso wie die selbst gewählten.

Mein eigener familiärer Stammbaum umfasst unzählige Wurzeln und Wege, wodurch ich das Glück habe, dass ich weit mehr kennenlernen durfte als mein Geburtsland Ghana: Barbados, wo mein Vater geboren wurde, Trinidad, wo er aufwuchs, Irland, wo er studierte, die Dominika-

nische Republik, wo mein Großvater mütterlicherseits geboren wurde, Bermuda, wo sich die Schwester meiner Mutter niederließ. Zudem pflege ich Beziehungen zu meiner weit verzweigten Familie auf den Bahamas, in den Vereinigten Staaten, in Europa und verschiedenen Teilen des afrikanischen Kontinents. Durch Lebensentscheidungen meiner Geschwister hat sich meine Welt ausgedehnt bis in die Republik Côte d'Ivoire, wohin es meine Schwester Eileen durch Heirat verschlagen hat, und – ja – auch bis nach Deutschland, wo mein Bruder George über ein Jahrzehnt in Frankfurt am Main lebte.

Wir sind Teil des Ganzen und jeder (kunstschaffende) Mensch hat das Recht, sich einer einschränkenden und unterdrückenden Kategorisierung oder Schubladisierung zu widersetzen.

So befreiend es ist, sich selbst einen Namen zu geben, so wenig sollten wir uns jemals durch Etiketten eingeschränkt fühlen. Toni Morrison erklärte, warum es ihr nichts ausmache, als Schwarze Autorin oder als Schwarze Frau und Autorin bezeichnet zu werden: »In der Tat glaube ich, dass die Bandbreite an Gefühlen, Emotionen und Wahrnehmungen, zu denen ich als Schwarze Person und weibliche Person Zugang hatte, größer ist als die der Menschen, die beides nicht sind ... Meine Welt wurde nicht kleiner,² weil ich eine Schwarze weibliche Autorin war. Sie wurde größer.«

Vorstellungskraft achtet keine Hierarchien. Bisher eher unbekannte Namen verdienen ebenso viel Aufmerksamkeit wie Namen, die bereits Berühmtheit genießen. Ich habe immer das Ziel verfolgt, Licht auf möglichst viele zu werfen, die es verdienen, unabhängig davon, ob sie bereits von Türöffner*innen (an)erkannt und gelobt werden, die meist einige wenige Privilegierte herauspicken und darauf achten, dass es nie so viele werden, dass sie das Boot ins Wanken bringen könnten. Aber welches Boot nimmt überhaupt Fahrt auf, wenn es in stehendem Gewässer dümpelt?

Als wunderbare Folge von *New Daughters of Africa* konnte an der SOAS³ der Londoner Universität ein Stipendium eingerichtet werden, um die nächste Generation afrikanischer Schriftsteller*innen zu

unterstützen und damit eine langfristige Tradition zu sichern. Die erste Stipendiatin, Idza Luhumyo, hat das in sie gesetzte Vertrauen bereits belohnt: 2022 gewann sie den *Caine Prize for African Writing*⁴. Solche Zusammenhänge zeigen die wahrhaft beeindruckende Macht des Wortes der Töchter Afrikas in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft!

Margaret Busby
Februar 2023

ewc

- 1 Morrison, Toni: *Im Dunkeln spielen. Weiße Kultur und literarische Imagination*. Hamburg: Rowohlt 2023, Neuauflage, sprachlich überarbeitet von Mirjam Nuenning.
- 2 s. Artikel von Mervyn Rothstein *Toni Morrison, In Her Novel, Defends Women* in der New York Times vom 26. August 1987.
- 3 School of Oriental and African Studies in London.
- 4 Seit dem Jahr 2000 zeichnet dieser Literaturpreis jährlich die beste englischsprachige Kurzgeschichte eines/einer afrikanischen Autor*in aus.